

Ryū Murakami

COMING
LOCKER ROOM BABYS

LESEPROBE

SEPTIME



Kapitel 1 & 5



Originaltitel: Koinrokkā beibīzu © 1980, Ryū Murakami
All rights reserved

© der deutschen Ausgabe: 2015, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Zeus E. Jungrecht
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagfoto: © leungchopan – Fotolia.com
Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-35-9
www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag



Ryū Murakami

Coin Locker Babys

Roman

Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe



1

Die Frau drückte dem Säugling auf den Bauch und sog sein kleines Glied in ihren Mund. Es war so dünn wie die amerikanischen Mentholzigaretten, die sie gern rauchte, und schmeckte nach rohem Fisch. Sie wartete, ob das Kind anfangen würde zu weinen, aber da es sich nicht rührte, zog sie ihm die dünne Plastikfolie vom Gesicht. Sie legte einen Pappkarton mit zwei Handtüchern aus und bettete es hinein. Anschließend versiegelte sie den Karton mit Klebeband und wickelte eine Schnur darum. Auf den Deckel und die Seiten schrieb sie in großer Schrift einen falschen Namen und eine erfundene Adresse. Sie frischte ihr Make-up auf, doch als sie in ihr gepunktetes Kleid schlüpfen wollte, spannten ihre prallen Brüste so schmerzhaft, dass sie sie mit der rechten Hand massierte und etwas weißliche Flüssigkeit auf den Teppich tropfte. Ohne sie zu entfernen, zog sie ihre Sandalen an, griff nach dem Karton mit dem Kind und verließ die Wohnung. Während sie ein Taxi heranwinkte, dachte sie an das Spitzendeckchen, an dem sie häkelte. Wenn sie es fertig hatte, würde sie einen Topf mit Geranien daraufstellen. Es war ein außerordentlich heißer Tag und ihr war etwas schwindlig. Das Radio im Taxi meldete, dass die Temperaturen Rekordhöhe erreicht und unter Alten und Kranken bereits sechs Todesopfer gefordert hatten. Am Bahnhof angekommen, schob die Frau den Karton in

eines der Münzschloßfächer und wickelte den Schlüssel in eine Damenbinde. Um der staubigen Hitze zu entfliehen, ging sie in ein Kaufhaus, warf den Schlüssel dort in eine Toilette und rauchte eine Zigarette. Als sie sich etwas abgekühlt hatte, kaufte sie eine Strumpfhose, Chlorbleiche und Nagellack, dann trank sie einen Orangensaft. So durstig war sie gewesen! Wieder suchte sie die Toilette auf, stellte sich ans Waschbecken und begann, mit größter Sorgfalt den eben gekauften Nagellack aufzutragen.

Als sie ihren linken Daumennagel lackiert hatte, brach dem halb toten Baby in seinem dunklen Gefängnis der Schweiß aus. Er strömte aus allen Poren seines Körpers und kühlte ihn. Die Finger des Kindes zuckten, sein Mund öffnete sich und es begann zu schreien. Es war einfach zu heiß in dem feuchten, stickigen, zweifach versiegelten Karton. Die Hitze hatte den Blutkreislauf des Kindes beschleunigt und es damit geweckt. Sechsenddreißig Stunden nachdem der kleine Junge zum ersten Mal mit Luft in Berührung gekommen war, erlebte er in dem engen, dunklen Kistchen eine Art Wiedergeburt. Er schrie so lange, bis jemand ihn fand.

Man brachte ihn auf die Säuglingsstation in einem Polizeikrankenhaus. Einen Monat später erhielt er den Namen Kikuyuki Sekiguchi. Sekiguchi war der Name, den die Frau auf den Karton geschrieben hatte. Kikuyuki war die Nummer 18 auf der Namensliste für Findelkinder der Sozialstation von Nord-Yokohama. Als Geburtsdatum trug man den 18. Juli 1972 ein, den Tag, an dem man ihn gefunden hatte.

Kikuyuki kam in das Waisenhaus *Unsere Liebe Frau von den Kirschblüten*. Das Kirschblütenheim, wie es im Volksmund hieß, war von einem hohen Eisenzaun umgeben und

grenzte an einen Friedhof. Zierkirschen säumten die Zufahrtsstraße. Kikuyuki, den die anderen Kinder Kiku nannten, wuchs unter der Obhut der Nonnen heran, die ihm ihre Gebete beibrachten.

»Du hast einen Vater im Himmel, der dich beschützt«, erklärten sie ihm außerdem, »und du musst an ihn glauben.« In der Kapelle hing ein Bild von diesem Vater. Er hatte einen Bart und stand auf einer Klippe am Meer, wo er andächtig ein neugeborenes Lamm gen Himmel hielt. Kiku stellte den Schwestern immer wieder die gleichen Fragen: Wo war er auf dem Bild und warum war der Vater ein Ausländer? Und sie erklärten ihm, dass das Bild vor seiner Geburt gemalt worden sei und der Vater außer ihm noch viele andere Kinder habe. Augen- und Haarfarbe würden für ihn keine Rolle spielen.

Die Kinder im Kirschblütenheim wurden nach ihrem Aussehen adoptiert – die hübschesten zuerst. Jeden Sonntag, wenn sie nach dem Gottesdienst im Freien spielten, kamen Paare, um sie zu begutachten. Kiku war kein hässlicher Junge. Gefragt waren aber eher Kinder, die ihre Eltern bei einem Verkehrsunfall verloren hatten. Die brauchten nicht einmal besonders hübsch zu sein. Und so blieb Kiku, auch als er längst laufen konnte.

Damals wusste er noch nicht, dass er sozusagen in einem Münzschließfach das Licht der Welt erblickt hatte. Das erfuhr er erst von einem Jungen namens Hashi – Hashio Mizouchi –, der auch zu den Ladenhütern gehörte.

»Hör mal«, sagte Hashi eines Tages im Sandkasten zu Kiku. »Wir beide sind die einzigen, die das Schließfach überlebt haben. Alle anderen sind tot. Nur du und ich nicht.« Hashi war mager und etwas kurzsichtig. Seine feuchten Augen

blickten stets in eine unbestimmte Ferne, sodass Kiku immer das Gefühl hatte, er sähe durch ihn hindurch. Außerdem verströmte er einen leicht medizinischen Geruch. Anders als Kiku, dessen andauerndes Geschrei in dem dunklen, heißen Karton einen Polizisten alarmiert hatte, war es Hashis schwächliche Konstitution gewesen, die ihn gerettet hatte. Die Frau, die ihn ausgesetzt hatte, hatte ihn ungewaschen und nackt in einer Papiertüte in dem Schließfach deponiert. Wegen eines durch eine Eiweißallergie hervorgerufenen Ausschlags hatte sie ihn von oben bis unten mit einer medizinischen Salbe eingerieben und gepudert. Der Puder löste einen Hustenreiz bei dem Baby aus und es erbrach sich. Der Geruch nach parfümiertem Erbrochenen drang durch die Ritzen des Schließfachs, sodass der Hund eines zufällig vorübergehenden Blinden anschlug.

»Es ist ein großer schwarzer gewesen«, verkündete Hashi nimmermüde. »Deswegen sind das meine absoluten Lieblingshunde.«

Schließfächer sah Kiku zum ersten Mal auf einem Ausflug in einen Vergnügungspark vor der Stadt. Am Eingang zur Rollschuhbahn. Es war Hashi, der sie ihm zeigte. Ein Mann auf Rollschuhen öffnete eine kleine Tür und packte sein Jackett und seine Tasche hinein. Viel mehr als ein Regal ist das ja nicht, dachte Kiku. Er ging näher heran, um das Innere zu erkunden. Es war staubig und seine Hand wurde schmutzig.

»Sieht aus wie ein Bienenkorb, was?«, sagte Hashi. »Haben wir doch mal im Fernsehen gesehen, weißt du noch? In den Kästen brüten die Bienen ihre Eier aus. Sie haben eine Menge Eier, doch die meisten sterben ab. Aber wir sind ja keine Bienen, wir kommen aus Menscheneiern.«

Kiku stellte sich vor, wie der bärtige Vater auf dem Bild in der Kapelle ein schleimiges Ei nach dem anderen in Schließfächer legte. Nein, das konnte nicht sein. Er vermutete, dass die Eier von Frauen kamen. Und der Pater die ausgeschlüpften Babys dem Himmel präsentierte.

»Guck mal.« Hashi stieß ihn an.

Eine Rothaarige mit Sonnenbrille suchte mit einem Schlüssel in der Hand ihr Schließfach. Bestimmt waren es dicke Weiber wie dieses, die die Eier legten. Vielleicht war sie gerade dabei. Die Frau blieb vor ihrem Schließfach stehen und steckte den Schlüssel ins Schloss. Die Tür ging auf und runde rote Dinger kullerten heraus. Kiku und Hashi schrien auf. Panisch versuchte die Frau, sie mit beiden Händen aufzufangen, dennoch rollte eins davon den beiden Jungen vor die Füße. Aber es war kein Ei, sondern eine Tomate. Kiku zerstampfte sie. Außer dem Saft, der aus dem roten Ei auf seine Schuhe spritzte, war nichts darin, weder ein Bruder noch eine Schwester für ihn.

Wenn die anderen Kinder Hashi ärgerten, beschützte ihn Kiku. Hashi hasste es, berührt zu werden, vielleicht weil er so schwächlich war. Kiku war der einzige, den er an sich heranließ. Besonders Angst hatte er vor erwachsenen Männern. Der Bäcker, der dem Waisenhaus das Brot lieferte, hatte ihm einmal auf die Schulter geklopft und dabei gesagt: »Du riechst immer irgendwie nach Salbe, Kleiner«. Hashi war sofort in Tränen ausgebrochen. Kiku vermutete, dass sein ganzer Körper mit Tränen angefüllt war, und wusste, dass sein Freund in solchen Momenten nicht ansprechbar war. Wenn Hashi laut weinend, vor Angst am ganzen Körper schlotternd flehte, nicht mit ihm zu schimpfen, blieb Kiku einfach stumm und ohne eine Miene zu verziehen



bei ihm stehen, bis er sich beruhigte. Deshalb wich Hashi ihm auch nicht von der Seite und folgte ihm sogar bis auf die Toilette, doch Kiku stieß ihn nie zurück. Denn auch er brauchte Hashi. Ihre Beziehung war wie die zwischen einem Körper und einer Krankheit. Durchleidet ein Mensch eine unüberwindliche Krise, flüchtet sich sein Körper in eine Krankheit.

In jedem Frühjahr, sobald die Kirschblüten aufbrachen, bekam Hashi einen Husten, der wie ein Sturm in seiner Brust wütete, aber in einem Jahr erwischte es ihn besonders schlimm. Asthma und Fieber schüttelten ihn. Seine Neigung, sich zurückzuziehen, verstärkte sich, da er nicht im Freien spielen konnte, und er entwickelte eine seltsame Leidenschaft dafür, »Haus« zu spielen. Dazu errichtete er auf dem Fußboden das vollkommene Modell einer Küche mit Plastikgeschirr, Spielzeugtöpfen, Bratpfanne, Spielzeugwaschmaschine, Kühlschrank und allem, was dazugehörte. Und wenn er sein kleines Reich fertig hatte, durfte nichts daran verändert werden. Berührte oder verschob jemand aus Versehen etwas, bekam er einen Wutanfall, den die anderen Kinder und die Nonnen ihm nie zugetraut hätten. Nachts schlief er neben seiner Miniaturküche und morgens, wenn er aufwachte, war er erst zufrieden, wenn er sich überzeugt hatte, dass nichts in Unordnung geraten war. Bis er irgendwann das Gesicht verzog, als wäre ihm alles unerträglich, und er leise vor sich hin fluchend sein Werk zerstörte. Nur kurz gab er sich mit einer Küche oder einem Wohnraum zufrieden. Bald schon vergrößerte er sein Terrain mittels Stoffresten, Garnspulen, Knöpfen, Reißzwecken, Fahrradteilen, Steinen, Sand und Glasscherben zu einem Miniaturreich. Als einmal ein Mädchen über einen Turm aus Garnspulen



stolperte und ihn umwarf, stürzte sich Hashi auf sie und versuchte, sie zu erwürgen. Wozu ihm natürlich die Kraft fehlte. Dennoch regte er sich so auf, dass er die ganze Nacht hustete und hohes Fieber bekam.

Sein größtes Vergnügen bestand darin, Kiku durch sein Reich zu führen und ihm alles zu erklären: Hier ist der Bäcker, hier ein Gastank und da der Friedhof.

»Und wo sind die Schließfächer?«, fragte Kiku.

»Da«, sagte Hashi und deutete auf ein viereckiges Fahrradrücklicht mit einer kleinen Birne in einem orangefarbenen Plastikgehäuse. Den Metallrahmen hatte er tadellos poliert und die blauen und roten Elektrodrähte sauber aufgewickelt. Das Rücklicht war das Prunkstück in Hashis Reich. Allerdings empfand Kiku eine gewisse Gereiztheit über Hashis lebhafte Begeisterung angesichts seiner Schätze. Wenn Hashi sich fürchtete oder weinte, fühlte Kiku sich wie ein Patient, dem man eine Röntgenaufnahme zeigte, denn er erkannte in Hashi seine eigene tief verborgene Angst und Trauer. Hashis Tränen sollten seine Wunden heilen. Doch nun galten Hashis ganze Sorge, seine Tränen und Ängste allein seinem Miniatureich und hatten nichts mit Kiku zu tun. Die Wunde hatte sich selbstständig gemacht, hatte es geschafft, sich zu verkapseln, und Kiku musste den Verlust irgendwie ausgleichen.

Eines Tages wurde er von einer Nonne zu einer Polioimpfung ins Gesundheitszentrum gebracht und ging auf dem Heimweg verloren. Einem Busfahrer zufolge stieg er an einer Haltestelle am Westeingang des Bahnhofs Yokohama in einen Bus, in dem er viermal die gesamte Tour bis zur Endhaltestelle am Yachthafen Negishi und zurück drehte. Auf die Frage, wohin er denn wolle, habe er nicht geantwortet

und weiter aus dem Fenster gestarrt, woraufhin der Busfahrer ihn der Obhut der Polizei übergab. Damit fing es an. Drei Tage später verließ Kiku am frühen Nachmittag das Waisenhaus und winkte ein Taxi heran. »Nach Shinjuku«, flüsterte er dem Fahrer zu, und dort angekommen, befahl er: »Jetzt nach Shibuya«. Der Chauffeur, dem das seltsam vorkam, lieferte ihn beim dortigen Polizeirevier ab. Beim nächsten Mal versteckte sich Kiku im Wagen des Getränkelieferanten, wurde aber erwischt, bevor dieser das Gelände verließ. Eines Tages schaffte er es sogar bis nach Kamakura, indem er einem Ehepaar, das den Friedhof besuchte, vorlog, er käme aus Kamakura und hätte sich verirrt.

Nach diesen Vorfällen unterstellte man Kiku der besonderen Aufsicht einer jungen Nonne, die nie mit ihm schimpfte und sich große Mühe gab, ihn zu verstehen. So oft es ihre Zeit erlaubte, ließ sie sich den Wagen ihres Vaters, fuhr mit dem Jungen durch die Gegend und versuchte, etwas aus ihm herauszubekommen.

»Was gefällt dir denn so sehr daran, herumzufahren? Du fährst gern Auto und Bus. Wie kommt das?«

»Weil die Erde sich dreht«, antwortete Kiku. »Die Erde bewegt sich, da wäre es doch seltsam, auf der Stelle zu bleiben.«

In Wirklichkeit hatte die Erde nichts damit zu tun. Kiku wusste selbst nicht warum, aber er ertrug einfach keinen Stillstand. An einem Fleck zu bleiben war ihm unmöglich. Neben ihm rotierte etwas mit rasender Geschwindigkeit. Der Boden bebte vom Lärm der Triebwerke. Blitze aussendend startete das Etwas in schwindelerregendem Tempo und ließ Kiku zurück. Er empfand große Enttäuschung, bereitete sich aber sofort auf den nächsten Start



vor. Kerosindämpfe stiegen auf und die Rotation und die Explosionen ließen die Luft und den Boden erzittern. Mitunter sprang Kiku hoch, weil sich das unterirdische Beben auf seinen Körper zu übertragen und ihn in die Höhe zu schleudern schien. Inmitten des ganzen Aufruhrs still zu bleiben, ertrug er nicht. Mit dem zunehmenden Getöse vor dem Abflug steigerte sich auch Kikus Panik. Er musste etwas tun. Musste an Bord des gewaltigen Flugobjekts gelangen.

Einmal, auf einem Ausflug in einen Vergnügungspark, stieg Kiku in die Achterbahn ein, aber nicht mehr aus. Die anderen Kinder kreischten vor Vergnügen und Entsetzen, aber sein Gesicht blieb wie versteinert. Als der Betreiber die junge Nonne aufforderte, Kiku aus dem Wagen zu holen, fand sie ihn kreidebleich und schweißüberströmt in den Sitz gekauert. Er hatte am ganzen Körper eine Gänsehaut und die Schwester musste seine kleinen Finger einzeln von der Haltestange lösen. Der Junge war wie erstarrt. An diesem Tag wurde ihr klar, dass Kiku nicht einfach fasziniert von Fahrzeugen war, sondern unter einer psychischen Störung litt. Auch Hashi zeigte sich verhaltensauffällig und attackierte ein Kind, das sich den Aufbauten aus Spielzeug, Abfall und Krimskrams um sein Bett genähert hatte, mit einer abgebrochenen Spritze. Die Nonnen wussten keinen anderen Rat mehr, als beide Jungen zu einem Psychologen zu bringen. Er erklärte ihnen, dass elternlose Kinder häufig gewisse Ausprägungen von Autismus entwickelten, was ihnen ja sicher nicht fremd sei.

»Nervöse Störungen bei Kindern und Kleinkindern sind – falls es sich nicht um ererbte Geisteskrankheiten handelt – in der Regel auf die Beziehung zu den Eltern und damit zusammenhängende Faktoren zurückzuführen. Vermutlich

ist das bei beiden Jungen der Fall. Wie Sie als Erzieherinnen wissen, kommt es bei solchen Kindern immer zu gewissen Störungen. Die kindliche Psyche entwickelt sich parallel zum Körper und muss regelmäßig von außen stimuliert, unterstützt und gefördert werden. Es ist ausgeschlossen, dass ein Kind sich aus eigener Kraft zu einem geglückten Individuum entwickelt. Beide Jungen leiden unter einem Frühstadium von Schizophrenie. Ob es sich bei ihnen um eine organische Fehlfunktion, einen neurologischen Schaden, eine Stoffwechselerkrankung oder um eine ererbte Störung handelt, kann ich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sagen. Sehr wahrscheinlich handelt es sich bei beiden um einen extremen Fall von Autismus. Ich tippe auf ein frühkindliches Trauma, vermutlich bedingt durch den Verlust der Mutter innerhalb der postnatalen Phase von sechs Monaten. Solche Kinder neigen dazu, sich in illusionäre Welten zu flüchten, und sind kaum in der Lage, mit der Außenwelt zu kommunizieren, die sie als feindlich wahrnehmen, da sie ihr die Schuld an der Trennung von der Mutter geben. Also wollen sie sie zerstören, woraus sich wiederum Allmachtfantasien ergeben. Hashio Mizouchi verweigert so gut wie jeden Kontakt zu anderen und schafft sich eine Art eigene Miniaturwelt. Ich unterscheide zwei Arten von Autismus – eine positive und eine negative Ausprägung. Ein Patient, der sich von der Außenwelt abschottet, kann seelisch reich oder verarmt sein, wenn seine Welt leer ist. Hashio ist natürlich ein reicher Autist, denn er besitzt die Fähigkeit zur Kreativität. Kikuyuki Sekiguchi hingegen leidet unter der panischen Angst vor einem Stillstand. Sie treibt ihn dazu, ständig in Bewegung zu bleiben. Diesen Aktivitäten liegt jedoch

keinesfalls der Drang nach einer wie auch immer gearteten Kontaktaufnahme zur Außenwelt zugrunde. Vielmehr sind sie der Versuch, zu sich selbst vorzudringen. Seine Vorstellung, dass etwas neben ihm mit lautem Getöse aufbricht, ist eigentlich Ausdruck seiner Angst vor innerer Spaltung. Das, was Hashio Mizouchi dazu veranlasst, seine Spielzeugwelt zu bauen, und das, was Kikuyuki Sekiguchi solche Angst macht, ist im Grunde das Gleiche. Was glauben Sie ist es? Es ist Energie. Nach Ihrem Anruf habe ich interessehalber ein wenig recherchiert. Zwischen 1969 und 1975 sind landesweit 68 Säuglinge in Münzschließfächern – der Terminus ist ›Coin Locker Babys‹ – entdeckt worden, allerdings waren so gut wie alle tot. Der größte Teil war nach seinem Ableben dort deponiert worden. Die Übrigen sind entweder im Schließfach erstickt oder später im Krankenhaus gestorben. Nur zwei dieser Kinder haben überlebt. Natürlich haben sie keine bewusste Erinnerung an das, was damals mit ihnen geschehen ist. Ich glaube, die unbewusste, postnatale Todesangst und ihr heftiger physischer Widerstand dagegen hat sich in ihre Gehirne eingegraben, in den Hypothalamus oder bestimmte Gedächtnisbahnen. Der gewaltige Energieaufwand, durch den die beiden überlebt haben, hat Spuren hinterlassen, die bei gewissen Anlässen die neuronalen Verknüpfungen stören. Das heißt, die Energie bricht so stark hervor, dass die beiden sie nicht mehr zu kontrollieren vermögen. Sie werden viele Jahre brauchen, um zu lernen, sie zu kanalisieren.«

Was also sollten sie tun, fragten die Schwestern. Die beiden würden bald eingeschult und kämen vielleicht für eine Adoption infrage. Hätten sie denn überhaupt eine Chance, sich normal zu entwickeln?

»Tatsächlich gibt es eine Behandlungsmethode, die ich für effektiv halte. Dabei wird die Tätigkeit des Gehirns, der Nervenzellen und des Stoffwechsels so verlangsamt, dass die Energie auf ein kontrollierbares Maß absinkt. In Amerika wendet man diese Therapie bei akuter Schizophrenie an. Unterstützt von Halluzinogenen. Der Patient kehrt in den Mutterschoß zurück, wo er einer absoluten Ruhe und Regelmäßigkeit ausgesetzt ist. Er hört Geräusche wie im Mutterleib – den Herzschlag der Mutter und das Rauschen von Körperflüssigkeiten. Er nimmt das gesamte komplexe Geräuschesystem der verschiedenen Organe, des Blutes und der Lymphflüssigkeiten wahr, dem ein Fötus ausgesetzt ist. Als die Einzelheiten dieser Methode bekannt wurden, äußerte Michael Goldsmith, ein Neurochemiker an einer Universität in Massachusetts und SF-Autor, eine interessante Beobachtung. Die Herztöne hätten große Ähnlichkeit mit Signalen, die ein Satellit abgibt, den die Raumfahrtbehörde zur Kontaktaufnahme mit Außerirdischen ins All geschossen habe. Das ist natürlich ein Zufall. Aber ich kenne diese Herzsimulationen, sie haben eine erstaunliche Wirkung. Wenn man sie in halb wachem Zustand hört, empfindet man überwältigende Ruhe und Glückseligkeit. Es steht mir nicht zu, mich über religiöse Empfindungen zu äußern, aber unter dem Zustand christlicher Glückseligkeit stelle ich mir genau so etwas vor.«

Ab dem folgenden Tag besuchten Kiku und Hashi regelmäßig die Klinik. Man verabreichte ihnen eine bestimmte Menge eines Schlafmittels und setzte sie ein bis zwei Stunden den Herztönen aus, die ein Embryo hört.

Der Behandlungsraum war ungefähr fünfzehn Quadratmeter groß und mit einer weichen Gummimasse



ausgekleidet, damit die Patienten sich nicht verletzten, falls sie außer sich gerieten. Die Geräusche kamen aus Lautsprechern in den Wänden und an der Decke, die jedoch mit einem unauffälligen Stoff überzogen und nicht sichtbar waren. Kleine Lichtquellen in einer Fuge zwischen Decke und Wand sorgten für gleichmäßige Beleuchtung. Das einzige Möbelstück war eine ziemlich große Liege. Ihr gegenüber befand sich hinter einer dicken Glasscheibe ein großer Bildschirm. Nachdem Kiku und Hashi das mit Guavensaft vermischte Schlafmittel eingenommen hatten, setzte sich der Arzt zu ihnen auf die Liege. Der Raum wurde langsam, fast unmerklich abgedunkelt. Auf dem Bildschirm erschienen in endloser Wiederholung ein Südseestrand, an den die Wellen schlugen; Skifahrer, die durch Neuschnee stoben; eine Herde Giraffen, die in Zeitlupe vor einem Sonnenuntergang dahingaloppierte; ein weißes Segelboot, das die Wellen teilte; ein Korallenriff voll tropischer Fische; Vögel, Drachenflieger, Ballerinen und Trapezkünstler. Diese Bilder veränderten sich kaum wahrnehmbar: die Größe der Wellen, das Licht der untergehenden Sonne, die Farbe des Meeresbodens, die Geschwindigkeit des Segelbootes, die Landschaft und die Kulissen. Wenn den Jungen das Bewusstsein schwand, war das Zimmer bereits dunkel. Die bei ihrer Ankunft kaum hörbaren Geräusche wurden allmählich lauter und sehr viel lauter, sobald die beiden eingeschlafen waren. Als sie fünfzig bis achtzig Minuten später aufwachten, liefen vor ihnen noch immer die gleichen Bilder ab, sodass sie den Eindruck hatten, die Zeit wäre stehen geblieben. Die Behandlung begann vormittags um 10.30 Uhr, eine Zeit, zu der sich der Sonnenstand kaum merklich verändert. Hatten sie die Klinik bei Sonnenschein





betreten und es begann während der Therapie zu regnen, spielte man ein paar Minuten bevor sie aufwachten, Regengeräusche ein und stimmte die Beleuchtung auf einen Regentag ab. Übrigens wussten Kiku und Hashi nicht, dass sie therapiert wurden. Die Nonne und der Arzt sagten ihnen, sie sähen sich nur Filme im Krankenhaus an.

Schon nach einer Woche zeigten sich die ersten Ergebnisse. Die beiden Kinder kamen nun selbstständig ins Krankenhaus und die Nonnen mussten sie nicht länger begleiten. Nach einem Monat ersetzte der Arzt das Schlafmittel durch Hypnose, um zu erkunden, wie sich die gewalttätige Energie im Unterbewusstsein der beiden verändert hatte.

»Was seht ihr, wenn ihr die Geräusche hört?«, fragte er.

»Das Meer«, erwiderten beide im Chor.

Kiku schilderte das Meer, als würde er von dem bärtigen Christus auf dem Bild in der Kapelle gen Himmel gehalten und von der Klippe darauf hinuntersehen. Es war ruhig und glitzerte. Er war in etwas sehr Weiches eingewickelt und ein kühler Wind wehte.

Nach etwa hundert Sitzungen bestellte der Psychologe die Nonnen zu sich.

»Die Therapie ist fast beendet. Sehr wichtig ist es, die beiden nicht merken zu lassen, dass sie sich verändert haben. Sie dürfen ihnen nichts von den Herztönen erzählen.«

Kiku und Hashi warteten im Krankenhausflur und sahen aus dem Fenster. Der obere Teil leuchtete golden, während darunter das grüne Blattwerk eines Gingkobaums im Wind flirrte. Als sich die Aufzugstür öffnete, drehten sich die beiden Jungen um. Eine Schwester schob einen ausgezehrten alten Mann mit einem Verband um die Brust und einem Schlauch in der Nase vorbei und unterhielt sich





dabei mit einem Mädchen, das einen großen Lilienstrauß trug. Kiku und Hashi musterten den Mann. Seine blaugeäderte Haut war blass, aber seine Lippen waren feucht und rot. Seine Knöchel waren mit Lederriemen am Bett fixiert und aus den Infusionsnadeln in seinen Armen sickerte ein wenig Blut. Er öffnete die Augen. Als er die beiden Jungen bemerkte, verzog er die Lippen zu einem Lächeln. Sie lächelten zurück. In dem Moment traten die Nonnen aus dem Büro am Ende des Flurs und eine wiederholte die Worte des Psychiaters.

»Den beiden ist nicht bewusst, dass sie sich verändert haben. Sie glauben, die Welt hätte sich verändert.«



5

Anemone wachte kurz nach Mittag auf, blieb aber noch ungefähr zwei Stunden im Bett. Aus Gewohnheit steckte sie sich eine Zigarette in den Mund, hielt jedoch verwirrt inne, ohne sie anzuzünden: Warum hatte sie letzte Nacht eigentlich keine Alpträume gehabt? Vielleicht weil es so warm geworden war oder weil die neue Pflanze am Fenster die Atemluft verbesserte? Oder lag es womöglich an dem weichen Federbett, das sie sich gekauft hatte?

Sie nahm Gemüsesaft, Mangosaft, ein Trinkjoghurt und Mineralwasser mit Kohlensäure aus dem Kühlschrank neben ihrem Bett und stellte alles in einer Reihe auf. Dann griff sie nach dem Thermometer und dem Blutdruckmesser auf der Frisierkommode und brachte beides gewissenhaft zum Einsatz. Ihre Temperatur war normal, aber der Blutdruck etwas zu niedrig, weshalb sie zehn Minuten Yoga auf dem Fußboden machte. Anschließend trank sie den Mango- und den Gemüsesaft. Die übrigen Getränke stellte sie zurück in den Kühlschrank. Als sie sich die Zigarette anzündete, verteilte sich der Rauch in ihrem Mund, der noch ein wenig taub war von der Säure des Gemüsesaftes und der Süße der Mango. Diese Mischung aus Saft und Menthol war für sie der beste Geschmack der Welt. In einer Zeitschrift hatte eine dicke Frau die Kombination zum besten Abführmittel überhaupt erklärt. Aber Anemone war

überzeugt, dass die Behauptung, die ihre Freundin aus dem türkischen Restaurant vor einigen Tagen gemacht hatte, zutraf: Alle dicken Frauen seien Lügnerinnen. Ihr Schwerpunkt seien nicht ihre Hüften, sondern ihr Bauch, weshalb ihre Stirnlappen ständigem Druck ausgesetzt seien. Das Gewabbel ihres überflüssigen Fetts und ihre steifen Schultern würden sie zusätzlich davon abhalten, ein ausgewogenes Urteil zu fällen. Anemone blickte auf das Kalender-Mobile, das von der Decke hing, und sah, dass sie diese Woche nicht arbeiten musste. Sie hätte gern Tennis gespielt, aber bei der Bespannung ihres Tennisschlägers waren vor drei Monaten zwei Saiten gerissen. Den Schafsdarm dafür musste man in Neuseeland bestellen, sagte der Händler, aber es gab noch keine Nachricht von dort. Vielleicht hatte der Blödmann statt der Saiten lebende Schafe bestellt. Anemone überlegte, wie sie die Woche herumbringen sollte, was sie dermaßen erschöpfte, dass sie es sofort wieder einstellte.

Anemone war vor siebzehn Jahren aus der Verbindung zwischen dem Geschäftsführer einer Firma, die Nasenspray in einem handlichen Plastikfläschchen mit Pipette herstellte, und einer inzwischen vierzigjährigen Sängerin, einstmals ein Kinderstar, mit operierten Stimmbändern hervorgegangen. Sie war die einzige Tochter der beiden. Als Baby war ihr erstes Wort »süß« gewesen. Die meisten Kinder sagen als erstes Mama, aber bei Anemone war es »süß« gewesen, weil sie dieses Wort den ganzen Tag lang von jedermann zu hören bekommen hatte.

Anemes Mutter war bereits mit neun Jahren an den Stimmbändern operiert worden. Doch als sie achtzehn war, verkauften sich ihre Platten nicht mehr. Also hatte sie sich das Gesicht operativ verschönern lassen. Die Lider der



Mandelaugen, die in ihrer Kindheit so bezaubernd gewesen waren, hingen herunter, was sie schmäler erscheinen ließ, weshalb sie sich die Augen vergrößern ließ. So hatte sie noch mit über dreißig ein Gesicht, mit dem sie als junges Mädchen auftreten konnte. Anemones Vater war von diesem Gesicht wie behext und heiratete sie. Während ihrer Schwangerschaft hatte Anemones Mutter vor allem eines gefürchtet: Falls sie ein hässliches Kind zur Welt bringen würde, kämen vielleicht ihre eigenen Operationen ans Licht. Und nicht nur die an ihrem Gesicht, sondern auch die an ihrem Jungfernhäutchen und sogar die an ihren Stimmbändern. Dann würde ihr Mann sich scheiden lassen, und sie müsste wieder durch die Kabaretts tingeln, um vor irgendwelchen Trunkenbolden Kinderlieder und Schnulzen wie »Schule der Fischlein« und »Regenmond« zu singen. Deshalb war sie fast außer sich vor Freude, dass Anemone so hübsch war, und drängte jeden von der Haushälterin bis zum Chauffeur unablässig zu Äußerungen wie: »Ist das aber ein süßes Mädchen!« Als Anemone größer wurde, brauchte die Mutter niemanden mehr zu drängen. Ihre Tochter wuchs zu einer so schönen jungen Frau heran, dass sie sich fragte, ob die Chirurgen, die sie früher operiert hatten, vielleicht Pinzette oder Skalpell in ihr vergessen hatten und diese Geräte dann mit ihrer Gebärmutter verschmolzen waren, um an dem Kind in ihrem Bauch eine Art natürliche und vollkommene Schönheitsoperation durchzuführen.

Als Anemone in der achten Klasse war, trat sie in einem Werbefilm für ein neues Produkt der Firma ihres Vaters auf. Seither arbeitete sie als Model, weshalb sie vorzeitig von der Oberschule abging. Für den Laufsteg war sie ein wenig



zu klein, und so drehte sie hauptsächlich Werbespots fürs Fernsehen und machte Aufnahmen für Poster. Sie trat einer Agentur bei und schloss Verträge mit mehreren Firmen ab. Einmal spielte sie auch in einem Film, aber ihr männlicher Partner hatte eitriges Zahnfleisch, sie konnte seinen Mundgeruch nicht ertragen und schmiss ihre Rolle am ersten Drehtag hin. Besondere Begeisterung für ihre Arbeit als Model empfand sie nicht.

In dem Jahr, als sie die Schule abbrach, zog sie aus ihrem Elternhaus aus und in ein eigenes Apartment. Dafür gab es zwei Gründe. Der eine war, dass ihr Vater und ihre Mutter sich in gegenseitigem Einverständnis jeweils jüngere Geliebte genommen hatten, aber weiterhin die besten Freunde waren. Sie taten nicht nur ihrer Tochter zuliebe so, sondern verstanden sich wirklich so prächtig, dass Anemone bei ihrem Anblick hätte kotzen können. Einmal war sie mit ihren Eltern und den jeweiligen Partnern essen gegangen. Zu fünft. Als sie nach dem Essen Karten spielten, war Anemone plötzlich in Tränen ausgebrochen. »Aber Kind, du brauchst doch nicht zu weinen«, hatte ihr Vater gesagt. »Wenn du dich so aufreibst, machst du dich doch nur selber traurig. Mama und Papa haben sich weiter lieb, aber wir möchten trotzdem machen, wozu wir Lust haben. Du bist noch jung, deshalb verstehst du das vielleicht nicht, aber deine Mama und ich sind kein bisschen unglücklich. Alle Menschen sind im Grunde allein, und das ist nicht immer vergnüglich. Mama und Papa haben viele Jahre darüber gesprochen, und weil wir erkannt haben, dass wir uns wirklich lieben, haben wir beschlossen, mit unseren Partnern ein offenes Leben zu führen. Wir sind erwachsene Menschen und du bist ein Kind, aber irgendwann kommt die



Zeit, in der du uns verstehen wirst. Es ist besser, offen und ehrlich zu sein, als seine Affären zu verstecken. Hör jetzt auf zu weinen und denk mal darüber nach, dass das Leben keine so leichte Angelegenheit ist. Benimm dich nicht wie ein verwöhntes Kind.«

Der zweite Grund war Anemones Haustier. Dabei handelte es sich um ein Krokodil, das ihre Eltern ihr vor sechs Jahren in einem Kaufhaus gekauft hatten. Der Verkäufer hatte ihnen damals versichert, es würde nicht größer als einen Meter werden. »Es frisst rohes Fleisch und rohen Fisch. Das Wasser muss einmal in der Woche gewechselt werden, und wenn Sie einen Gummibaum aufstellen, fühlen Sie sich wie am Amazonas.« Anemone hatte sich eigentlich Piranhas gewünscht, aber sie war unentschlossen. Wegen seiner längeren Lebensdauer entschied sie sich für das Krokodil. Es bekam ein Quadratmeter großes Glasbassin und die Amazonasstimmung war perfekt. Doch eines Nachts wurde Anemone vom Geräusch splitternden Glases geweckt. Sie hatte nicht gemerkt, wie das Krokodil allmählich so gewachsen war, dass es nun sein Bassin gesprengt hatte. Ihre Eltern riefen in der Tierabteilung des Kaufhauses an. »Die Art, die wir verkaufen, ist eine besondere Gattung des Kongo-Pygmäen-Krokodils aus dem Nordosten Westafrikas, die in Sri Lanka gezüchtet wurde. Diese Tiere werden nie über fünfzig Zentimeter lang. Ausgeschlossen. Es könnte höchstens zu einer Verwechslung mit einer Ladung aus der berühmten Krokodilfarm in Singapur gekommen sein«, hieß es.

Anemones Krokodil wurde von Tag zu Tag größer und nach einem Jahr hatte es eine Länge von zwei Metern. Auf einen Zeitungsartikel hin meldete sich ein Wissenschaftler aus einer Forschungseinrichtung für Reptilien und stellte

fest, dass es sich zweifelsfrei um einen indischen Gavial handele. Krokodile, so erklärte er, würden in drei Familien unterteilt: Alligatoren, Krokodile und Gaviale. Charakteristisch für die Art sei die lange schmale Schnauze, die an der Spitze flach und achteckig zulaufe. Die lange Schnauze und die runden hervortretenden Augen hätten eine komische Wirkung, was früher zur großen Beliebtheit von Gavialbabys in irgendeiner Stadt in Amerika geführt habe. Kinder liebten die Gaviale, aber ihren Eltern wurden sie unheimlich und sie spülten sie die Toilette hinunter. Einer der Gaviale, ursprünglich kaum größer als ein Finger, überlebte in der Kanalisation, wuchs heran und griff schließlich einen Kanalarbeiter an, der die Rohre überprüfte, und tötete ihn. Die Stadtverwaltung geriet durch die große Anzahl erwachsener Gaviale im Kanalsystem in Bedrängnis und rief die Armee zur Hilfe. Die leitete Benzin in die Rohre und verbrannte die Tiere.

Anemone gab ihrem Krokodil den Namen Gulliver. Bisher hatte sie es einfach nur Kroko genannt. Doch nun fand sie es aufregend, dass Gulliver aus den Tropen kam und sie seine Besitzerin war. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Tier wie Gulliver in einer Badewanne im Tokioter Bezirk Meguro sein Leben fristete, war doch bestimmt nicht mehr als eins zu einer Million. Gulliver verzehrte zehn Kilo Fleisch am Tag, und Anemones Mutter war am Rande eines Nervenzusammenbruchs, weil sie nicht mehr duschen konnte. Der Vater versuchte, seine Tochter zu überzeugen, Gulliver an den Zoo abzugeben. Sie weinte, aber er ließ nicht mit sich reden.

Gulliver ließ sich nur von Anemone anfassen, die sich ihm stets kriechend näherte. Denn Krokodile krochen

am Boden und andere Tiere und die Menschen schauten stets auf sie herab. Bestimmt war das unangenehm für ein Krokodil. Anemone glaubte, wenn sie sich ihm jedoch auf gleicher Höhe näherte, könnten sie Freunde sein. Gulliver mochte Musik. Während Anemone ihm mit einem Schraubenzieher die Fleischreste aus den Zähnen entfernte, spielte sie ihm alles Mögliche vor. Am liebsten hörte er »Uranus« von David Bowie.

Eines Tages kamen Leute vom Zoo, um ihn abzuholen. Anemone tobte und drohte mit Selbstmord, und Gulliver drehte völlig durch. Er brach dem Tierpfleger, der ihm ein Schlafmittel einflößen wollte, mit einem Schwanzhieb ein Bein. Dass sich das Ganze statt an einem Fluss im Dschungel in einem engen Badezimmer abspielte, erschwerte die Angelegenheit ungemein. Als der andere Pfleger versuchte, Gullivers Maul mit einem Draht zuzubinden, biss ihm der Gavial zwei Finger ab. Im Getümmel gelang es Gulliver, aus dem Bad ins Wohnzimmer zu schlüpfen. Anemone befahl ihren schreienden und tobenden Eltern, sich auf den Boden zu legen. Den Teppich hinter sich her schleifend und Möbel zertrümmernd stapfte Gulliver auf die Mutter zu, die schrie, dass ihre Operationsnarben zu reißen drohten.

»Mama, sing was, Gulliver mag Gesang. Wenn du singst, zerfleischt er dich nicht.« Und die Mutter sang, fast ohnmächtig auf dem Bauch liegend, Gullivers Pratzte im Rücken, mit aller Kraft, die ihre operierten Stimmbänder hergaben, »Puppi, du bist mein Augensterne«.

Als Anemone und Gulliver auszogen, war sie siebzehn Jahre alt und der Gavial drei Meter lang. Sie ließ ein paar Wände in der Fünf-Zimmer-Luxuswohnung einreißen, um ein geeignetes Habitat für ihr Krokodil zu schaffen.

Heizung und Luftbefeuchter sorgten für ein Klima, das dem in Gullivers eigentlicher Heimat, dem Irawadi-Delta in Burma, glich. Des Weiteren wollte Anemone noch mindestens ein Dutzend Ultraviolett-Strahler an der Decke installieren. Gullivers Zimmer nannte sie »Uranus«, nach dem Planeten. Uranus brauchte vierundachtzig Jahre, um einmal die Sonne zu umrunden, und seine Atmosphäre war so dicht, dass es, falls es überhaupt Leben gäbe, nur niedrige Farne und krokodilartige Tiere sein könnten. Der Wind singt in einem tiefen Ton eine dunkle Ballade. Anemone träumte davon, Gullivers Zimmer wie einen tropischen Garten zu dekorieren, in einer Welt aus Beton, Glas und Plastik. In diesem bunten Königreich möglichst mit ihr als Göttin, einer Dschungelgöttin, trunken vom Duft nach Blumen und Früchten, mit Korallenriffen, Schildkröten, Palmwedeln und alkoholfreiem Bier, sollte er als König herrschen.

»Es regnet schon wieder.« Der Taxifahrer war eine Plaudertasche. Er nahm Anemone im Rückspiegel ins Visier. Sie sah aus dem Fenster auf die Straße. Sie standen im Stau.

»Regen, nichts als Regen. Im NHK-Wetterbericht haben sie gestern gesagt, die Regenzeit ist vorbei, aber es ist noch immer so feucht, dass die Scheiben ständig beschlagen. Als ich klein war, hat meine Oma immer gesagt, zwei Instanzen könnte man trauen: dem Wetterbericht von NHK und dem Englisch-Japanischen Wörterbuch von Sanseidō, ach ja, und noch den Tafeln an den Käfigen im Ueno-Zoo. Und vielleicht noch den Schiedsrichtern beim Baseballturnier der Oberschulen im Sommer. Meine Oma hat Ende der Taishō-Zeit – also Anfang der Zwanziger – studiert. Damals ist aus unserem Dorf alle zehn Jahre mal einer auf

die Uni gegangen ... Verdammt, dieser Kerl hat mich geschnitten. Meine Oma war unschlagbar. Die Scheiben sind schon wieder beschlagen. Entschuldigen Sie, was studieren Sie denn? Bestimmt Musik, oder?«

Anemone antwortete nicht. Der Fahrer lachte in sich hinein, schnalzte mit der Zunge und verfluchte die anderen Fahrer, die sich vor ihn drängten. Anemone hatte bei einer Schlachtereier Futter für Gulliver gekauft und sich das Paket mit dem gefrorenen Fleisch ins Taxi tragen lassen. Dieser Fahrer war ein wenig zu freundlich.

»Wissen Sie, warum ich vermute, dass Sie Musik studieren? Wer Klavier studiert, hat kräftige Schultern, wer Gesang studiert einen kräftigen Hals, die Geiger haben Hornhaut am Kinn und die Cellisten O-Beine. Ich kenne mich aus, was? Gar nicht wie ein Taxifahrer, oder? Ich habe von Natur aus eine gute Beobachtungsgabe. Das sagt man mir immer wieder. Was für eine Verschwendung, dass ich Taxifahrer geworden bin. Ich hätte Schriftsteller oder Schiffskapitän werden sollen. Als Kapitän braucht man eine scharfe Beobachtungsgabe, man muss die Mannschaft im Auge behalten, sonst ist man am Arsch. Sind Sie müde, Fräulein?«

Es gibt immer mehr Schwätzer, dachte Anemone. Überall quatschen sie dich zu, auf der Straße, in der Bahn, in der Warteschlange am Taxistand, im Park, im Kino, im Café, beim Arzt oder im Supermarkt, und wenn du nur die winzigste Antwort gibst, labern sie ewig weiter. Grinsend, liebenswürdig bis zum geht nicht mehr, wollen deine Tasche tragen, dich zum Kaffee einladen, dein Freund werden. Es hat sogar mal einer ein Messer in den Rücken bekommen, weil er, nachdem er einmal geantwortet hatte, keine Lust mehr hatte und flüchten wollte.

»Das ist es, Sie sind müde. Das ist nicht gut, das verdirbt die Laune. Dieser Nieselregen ist wirklich ein Feind der Scheibenwischer und des Menschengeschlechts! Der Gegenverkehr blendet unheimlich, finden Sie nicht? Wie das blendet! Sie sind wirklich sehr schweigsam, junge Dame. Wo war das noch mal, wo Sie hin wollten? Wahrscheinlich habe ich es vergessen, weil Sie so schweigsam sind. Das war ein Witz. Jetzt mal im Ernst, wohin wollen Sie?« Er sah Anemone durch den Rückspiegel an. Er schwitzte und wischte sich die Hände an der Hose ab, vermutlich weil er am Lenkrad abrutschte. Anemone öffnete das Fenster einen Spalt und schnappte nach Luft. Es roch nach regennassem, warmem Beton. Ein abendlicher Geruch.

»Wohin fahren wir? Ich habe es wirklich vergessen. Sie müssen es mir sagen.«

Der Fahrer hielt mitten auf der Straße an und schaltete die Warnblinkanlage ein. Hinter ihnen wurde heftig gehupt. »Daikanyama«, sagte Anemone leise. Das Gesicht des Fahrers entspannte sich. »Ach ja, das war es, Daikanyama. Yamate-Straße. Ich war nur kurz abgelenkt. Sie sind aber auch anders als normale Mädchen, oder? Da kenne ich mich aus. Wenn man jeden Tag fünfzig Leute oder mehr kennenlernt, kriegt man jede Menge Erfahrung. Sie sind anders, ich meine das natürlich in einem positiven Sinn. Die meisten Mädchen plaudern ein bisschen mit mir, sagen zumindest Guten Tag oder bedanken sich. Zum Beispiel, als ich das mit dem Regen zu Ihnen gesagt habe, ja? Es war unter einer Unterführung, der Kilometerstand lag bei 70.092 und der Taxameter stand auf 1.780 Yen – da hätte ein normales Mädchen irgendetwas geantwortet oder zugestimmt. Zum Beispiel – »Ja, es ist wirklich schwül heute«

oder »Die Regenzeit ist eigentlich schon vorbei« oder so was. Das Wetter ist der natürliche Einstieg in ein Gespräch. Übers Wetter zu reden gehört zum Alltag. Ich bin ja nun sehr tolerant, klar, ich habe auch mal einen schlechten Moment, aber normalerweise bin ich großzügig. Aber wenn mir jemand überhaupt keine Antwort gibt, auch noch in einem so zähen Stau, und dann der Regen. Und das alles mit einer stummen mürrischen Kundin. Verdammt, das hat man nun davon, wenn man von Natur aus gutmütig ist.«

Der Verkehr kam kaum voran. Vor ihnen nichts als eine endlose Reihe roter Bremslichter, die sich in der nassen Straße spiegelten. Der Fahrer beobachtete Anemone weiter durch den Rückspiegel. Die Scheinwerfer der entgegenkommenden Wagen streiften über Anemones zarte, transparente Haut und warfen Schatten auf ihre Lider und Wangenknochen.

Unterhalb des Hanges kam ein Viertel in Sicht, das im Volksmund »Giftghetto« hieß. Es handelte sich dabei um ein kontaminiertes Gebiet. Fünf Jahre zuvor waren dort plötzlich sämtliche Kleintiere und Vögel verendet. Untersuchungen ergaben eine hohe Konzentration von schädlichem Chlor im Boden. Allein die Berührung damit rief Hautausschläge hervor. Gelangte das Gift in den Körper, verursachte es Leber- und Nervenschäden. Für Schwangere bestand die Gefahr einer Fehlgeburt oder ein missgebildetes Kind zur Welt zu bringen. Mehr wurde nicht bekannt gegeben. Wie das Gift in den Boden gelangt war und woher es stammte, wurde nie geklärt. Da es in der Umgebung keine Chemiefabrik gab, vermutete man, es sei aus einem Transporter gesickert, illegal abgeladen worden, durch Abrissarbeiten oder eine besondere Reaktion auf geothermische

Gegebenheiten hervorgerufen worden. Das Gift war weder wasserlöslich noch brennbar noch biologisch abbaubar. Also stellte das Gesundheitsministerium große Summen für eine Umsiedlung der Anwohner zur Verfügung und erklärte das Viertel zum Sperrgebiet. Der Boden wurde mit einer Betonschicht versiegelt, das Gebiet mit Stacheldraht eingezäunt und von einer Einheit der Streitkräfte bewacht. Giftghetto nannte man es aus zwei Gründen. Einmal wegen der Verschmutzung durch die Chemikalien und zweitens, weil es zu einer Brutstätte des Verbrechens und einem Zentrum des Drogenhandels geworden war. Wachen in Schutzkleidung und mit Flammenwerfern patrouillierten am Zaun. Selbstverständlich war es strengstens verboten, das Sperrgebiet zu betreten und Dinge herauszuschaffen. Nach der Entdeckung des Giftes hatte man alles, samt Einrichtung und Möbeln, zurückgelassen. Um Plünderungen zu vermeiden, hatte man öffentlich bekannt gegeben, dass die Soldaten berechtigt waren, ihre Flammenwerfer nicht nur auf jeden kontaminierten Gegenstand zu richten, sondern auch auf die Diebe. Für Kriminelle bedeuteten solche Warnungen kein Hindernis. Zunächst wurde das Giftghetto zum Sammelbecken für Landstreicher von überall her. Geistig Behinderte wurden dort ausgesetzt. Prostituierte, Stricher, von der Polizei Gesuchte, Perverse, Krüppel, Obdachlose, sie alle strömten in Scharen herbei und bildeten eine bizarre Gemeinschaft. Dass alle diese Menschen sich in dem abgegrenzten Gebiet sammelten, hatte eine ironische Wirkung: In allen anderen Bezirken sank die Verbrechensrate drastisch. Insbesondere die von Perversen begangenen Sexualstraftaten gingen zurück. Direkt neben dem von Stacheldraht umzäunten Slum standen dreizehn

Wolkenkratzer, die wie Türme aus seiner dunklen Stille in die Höhe ragten.

»Gesunder Menschenverstand, sage ich immer, den muss man sich bewahren. Gesunder Menschenverstand! Wer den nicht hat, den kann man gleich an die Wand stellen. Die ganzen Deppen zum Beispiel, die abends im Berufsverkehr alle zur gleichen Zeit in die gleiche Richtung fahren, kein Wunder, dass alles verstopft ist! Denkt doch mal ein bisschen nach! Flugmaschinen oder unterirdische Fahrzeuge, da gäbe es doch einiges zu erfinden. Und dann dieser Nieselregen, verdammt. Ach! Jetzt weiß ich, wer Sie sind! Sie sind in der Werbung, oder? Sie bekommen Shampoo in die Augen, die werden ganz rot und Sie verwandeln sich in einen Hasen! Das sind doch Sie, oder? Scheiße noch mal, Sie sind ein Modell!«

Es regnete stärker. Auf der linken Seite tauchte das Giftghetto auf. Die Kontrollposten, die gepanzerten Wagen und die Schilder SPERRGEBIET ZUTRITT STRENGSTENS VERBOTEN waren in ein schwaches Licht getaucht. Dies erzeugte die Illusion, dass die glitzernden Fassaden der Wolkenkratzer ihre Beleuchtung dämpften, um sich zur Ruhe zu begeben. Eine diamantene Stadt hinter Stacheldraht.

Nach seiner Entdeckung, dass Anemone im Fernsehen auftrat, geriet der Fahrer vollends außer sich.

»Wissen Sie, an wen Sie mich erinnern? An diese Hollywood-Schauspielerin von früher, die im Wasser gezwinkert hat. Sie haben auch so schöne große Augen.« Unvermittelt schlug er sich an die Stirn. »Boah, Freitag! Heute ist Freitag«, schrie er. »Donnerwetter! Vorige Woche hat mir eine Wahrsagerin prophezeit, diesen Freitag würde eine Person auftauchen, die mein ganzes Leben völlig verändert und



mir ein neues Schicksal eröffnet. Das sind Sie! Klar, mit einem Gesicht wie Ihrem können Sie bestimmt ein Leben verändern. Und Ihre Augen! Wie die von einer dieser Puppen, die Milch trinken können. Den Hintern hat meine kleine Schwester immer als Nadelkissen benutzt, haha. Ach, und Ihre Augenlider, sie sind wie Regenbogen. Sie haben da Farbe drauf, oder? Verzeihung, ich rede seltsames Zeug zusammen, aber Ihr Gesicht kann einen Mann um den Verstand bringen. Aber das sagt Ihnen bestimmt jeder.«

Hinter ihnen ertönte anhaltendes Hupen. Fast hätte man denken können, jemandes Hupe sei defekt. Die anderen Autofahrer steckten die Köpfe aus den Fenstern. »Aufhören«, schrien einige Genervte. »Ruhe, du Idiot!« Schon begann es an zwei weiteren Stellen zu hupen. Motoren heulten auf. Im Taxi waren nun alle Fenster beschlagen. Einige Passanten warfen aus Ärger über den Krach oder einfach, um ein bisschen Spaß zu haben, Steine auf die Wagenschlange. Einer traf die Stoßstange des Taxis und Anemone wurde unruhig. Die Oberfläche der Straße schillerte im hundertfach gebündelten Licht. Der Taxifahrer kurbelte das Fenster herunter. »Ruhe, verdammt«, brüllte er mindestens elf Mal. Sein Geschrei ging im restlichen Lärm unter. Er seufzte tief, während das Wasser von seinem regennassen Kinn tropfte. »Zwecklos, einfach zwecklos«, murmelte er in verändertem Ton. »Diese endlosen Staus bringen mich noch mal um.« Statt schnell und laut, sprach er jetzt stockend und zischelnd.

»Genau! Ich weiß, was wir machen! Wir brennen zusammen durch. Meine Firma hat ein kleines Ferienhaus in Chiba. Ich ertrage diese Staus nicht mehr, habe das ganze Gerede satt. Ich will mit Ihnen abhauen. Aber dazu braucht



man Geld. Ein Typ ohne Geld kann bei Ihnen nicht landen, was? In der Hütte gibt es nur Fusel und Sie trinken sicher nur edlen Wein. Und die Futons sind bestimmt feucht, wir müssen unbedingt die Bettwäsche wechseln. Geld brauchen wir auf jeden Fall. Moment mal ... Wir sind doch auf der Yamate-Straße? Warten Sie. Ein Buchmacher, den ich kenne, hat hier sein Büro. Der Kerl verarscht mich schon die ganze Zeit. Der muss mir was leihen, sonst kriegt er ein Messer zwischen die Rippen. Bin gleich wieder da.«

Er fuhr an den linken Straßenrand und stieg aus. Anemone dachte, er wolle Zigaretten holen. Bei dieser Hitze würden das Pferdefleisch und die Hähnchenköpfe verderben, wenn sie nicht schnell ins Eis kamen. Das Taxi blockierte die linke Spur und sie wurde aus den sich vorbeischlängelnden Wagen mit Beschimpfungen überschüttet. Fünf Minuten vergingen. Anemone wurde ärgerlich. Sie wischte mit der Hand über die beschlagene Scheibe und schaute nach draußen. Ein Soldat, Gewehr bei Fuß, stand direkt neben dem Wagen. Er trug einen durchsichtigen Regenschutz und tappte mit dem rechten Fuß im Takt zur Musik, die er über Kopfhörer hörte.

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat.« Der Fahrer war zurück.

Bei seinem Anblick hätte Anemone fast aufgeschrien. Sein Gesicht und sein Hemd waren blutverschmiert.

»Es ging leichter, als ich dachte. Menschenfleisch ist erstaunlich weich. Ich hab das Geld. Jetzt nichts wie weg.« Seine Stimme zitterte ein wenig.

Er versuchte, den Wagen über den Gehsteig durch den Stau in die Gegenrichtung zu manövrieren. Anemone wollte schreien, aber sie konnte nicht. Wusste nicht, was sie tun

sollte. Gänsehaut überzog ihren ganzen Körper, aber ihr Kopf glühte. Und das Pferdefleisch würde verderben. Wut stieg in ihr auf. Sie steckten wieder im Stau fest, es ging weder vor noch zurück. Außerdem waren sie auf den Wagen vor ihnen aufgefahren. Der Mann stieg aus, hielt das Gesicht an ihr Fenster und brüllte, sie sollten aufmachen. Der blutverschmierte Taxifahrer zitterte jetzt wie Espenlaub. Der Mann trat gegen die Tür. Ein weiterer Mann stieg aus dem Wagen hinter ihnen und zertrümmerte die Windschutzscheibe mit einem metallenen Baseballschläger. Anemone duckte sich. Der Fahrer stieß zurück, um aus der Schlange auszubrechen. Einer der Pfosten des Stacheldrahtzauns um das Giftghetto war umgestürzt. Der Fahrer schoss durch die Lücke und fuhr über den Draht, der sich sofort um seine Reifen wickelte. Der Wagen kam zum Stehen. Die Flutlichtgeneratoren brummten auf und ein gewaltiger Lichtstrahl ergoss sich auf das Taxi. Eine Trillerpfeife ertönte, der Soldat warf seine Kopfhörer in sein Wachhäuschen und rannte mit gezücktem Gewehr auf sie zu. Der Taxifahrer ließ den Motor wieder an und schaltete in den Rückwärtsgang. Zwei Wachen in weißen Schutzanzügen sprangen aus einem gepanzerten Wagen. Beim geringsten Anzeichen für einen Einbruch in das Giftghetto würden sie ihre Flammenwerfer auf jeden Eindringling richten. Der Taxifahrer trat aufs Gas, der Stacheldraht riss und er raste mitten in das Sperrgebiet. Sie fuhren eine Weile und immer mehr abgerissene Gestalten tauchten im Licht der Scheinwerfer auf. Der Fahrer verströmte einen Geruch nach Bratfett. Das Blut auf seinem zerrissenen Hemd war mit Nudelstückchen vermischt. Auf seiner Stirn pulsierte eine blaue Ader und ständig drohten seine feuchten, zitternden Hände, vom Lenkrad zu rutschen.

»Und wenn wir zusammen aufwachen, glitzert vor uns das Meer in der Morgensonne. Ich mache das Frühstück, frisches Brot und weiche Eier. Das brauchst du doch nicht, sagst du. Nach der letzten Nacht will ich viel lieber schlafen als essen, sagst du. Trotzdem bringe ich dir die Eier ans Bett, damit du bei Kräften bleibst. Oder ... Haben die überhaupt ein Bett in der Ferienhütte? ... Egal, du schläfst nackt und deine Regenbogenlider sind geschlossen.«

Der Fahrer wischte sich eine kleine Nudel von der Backe. In dem Moment beugte Anemone sich vor und zog mit aller Kraft die Handbremse. Der Wagen kam mit quietschenden Reifen zum Stehen. Der Fahrer wandte den Kopf und packte Anemone mit seiner von Blut und Nudeln verklebten Hand am Arm, bevor sie entkommen konnte.

»Wohin willst du? Du wolltest doch mit mir abhauen?«

Anemone, die jetzt richtig Angst bekam, wandte den Blick von seinen blutunterlaufenen Augen ab und schrie: »Nimm deine dreckigen Finger weg.«

»Aber wir wollten doch zusammen ans Meer. Das Meer wäscht alles rein.«

»Und in der Zwischenzeit verrottet mein Fleisch.«

In Panik krallte der Fahrer sich an Anemones Arm fest und versuchte, ihn zu küssen.

»Du hast ein Gesicht wie ein Engel. Bitte! Bitte!«

»Du widerlicher Kerl! Lass los!«

Noch nie in ihrem Leben hatte Anemone so laut geschrien. Nicht die hohe Stimme, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, entrang sich ihrer Kehle, sondern eine tiefere aus dem Inneren ihres Bauches. Der Fahrer hielt sie mit der rechten Hand fest, während er mit der anderen ein Küchenmesser aus dem Gürtel zog. Die Klinge war noch blutverschmiert.

»Du findest mich also widerlich. Da kann man nichts machen. Dann lassen wir das, dann fahren wir eben nicht ans Meer. Ich dachte, es wäre schön mit einem hübschen Mädchen wie dir ans Meer zu fahren, aber das war's.«

Anemones Angst schwand. Das Ganze war ihr von Anfang an wie ein Traum vorgekommen. Wahrscheinlich würde sie umgebracht, aber das träumte sie ja jede Nacht. Allerdings ließ sie sich im Traum immer schweigend töten, doch diesmal hatte sie ihre Wut herausgeschrien. Gullivers Futter war inzwischen bestimmt verdorben. Bei diesem Gedanken bebte sie vor Zorn. Vor Wut sträubten sich ihr die Nackenhaare. Wegen dem Fleisch hatte sie sich dieses endlose Gequatsche anhören müssen. Sie bekam einen Tobsuchtsanfall und schrie, dass ihre Stimme durch das ganze Giftghetto schallte.

»Das ist kein Spaß! Für wen hältst du dich?« Die Wut löste ihr die Zunge und sie nahm ihre ganze Kraft zusammen. »Guck doch mal in den Spiegel, du Arsch! Eine Schande ist das. Schau dir dein Gesicht an. Dreckig bist du, alles voll Nudeln. Du bist ein Schwein. Ein hässliches stinkendes Schwein. Der Abschaum der Welt.«

Ihr heißer Zorn ließ etwas nach. Der Fahrer war den Tränen nah. »Stinke ich?«, flüsterte er mit zitternder Stimme. Anemone spürte, wie erneut unbändige Wut in ihr aufwallte. Sie war trunken vor Erregung. Hoffentlich ersticht er mich schnell, dachte sie. Sie würde ihn bis zum letzten Atemzug beschimpfen, selbst wenn er ihr das Küchenmesser in den Bauch schraubte.

»Ich habe noch nie einen so stinkenden Dreckskerl gesehen.«

»Ja, aber, als ich zu dem Typ ins Zimmer kam, hat er gerade Nudeln gegessen, und als er das Messer sah, hat er die



Schüssel nach mir geworfen. Er wollte ja nicht sterben. Da kann ich doch nichts dafür!«

Der Fahrer ließ Anemones Arm los, ließ das Messer fallen, stieg aus und weinte, doch als er sich aus dem Scheinwerferlicht schleichen wollte, stieß er einen Schrei aus und fiel auf die Knie. Erst jetzt bemerkte Anemone die Gestalten, die in der Dunkelheit herumlungerten. Eine von ihnen löste sich aus dem Dunkel und taumelte träge ins Licht. Anemone schlug vor Schreck die Hände vor die Augen.

Es war ein ungefähr zehnjähriger Junge mit durchlöcher-tem Gesicht. Was an Haut noch übrig war, wirkte nicht menschlich, sondern als hätte man ihm Elefantenhaut ins Gesicht geklebt und verrotten lassen. Die schwärzlich roten Löcher waren voll Eiterblasen, die im Scheinwerferlicht an in Töpfen köchelnde Fleischbröckchen erinnerten. Aus einem der Löcher ragte ein Wangenknochen. Offenbar hatte Chlor dem Jungen das Gesicht zerfressen. Er trat an den Wagen heran und spähte hinein. Anemone konnte nicht aufhören zu zittern, nahm aber all ihren Mut zusammen und sah dem Jungen ins Gesicht. Sie wollte etwas sagen, brachte aber die Zähne nicht auseinander. Der Junge streckte die Hand durchs Fenster. Nach kurzem Zögern legte sie fünftausend Yen hinein. Der Junge musterte den Schein einen Moment, stopfte ihn in die Tasche und streckte den Arm abermals hinein. Diesmal deutete er auf Anemones Brust. Genauer gesagt, auf ihre Brosche. Sie hatte die Form eines Flugzeugs und war mit fluoreszierenden Punkten versehen. Anemone gab sie ihm, und als der Junge sich vom Wagen entfernte, sprang sie rasch auf den Vordersitz und startete den Motor. Das Taxi machte einen Satz nach vorn, aber der Junge von eben gab ihr wilde





Zeichen. Anemone steckte den Kopf aus dem Fenster.
»Was ist los?«

Er kam näher. »Nicht fahren«, stammelte er, so gut er konnte. »Die fackeln dich ab, wenn du im Auto hier rausfährst.«

Ihr fielen die Wachen mit den Flammenwerfern ein und sie stieg aus. Sie öffnete den Kofferraum und nahm den Karton mit dem Pferdefleisch heraus. Er wog fünfundzwanzig Kilo, zu schwer für sie, und so ließ sie ihn auf den Boden fallen. Der Karton brach auf und blutige Fleischstücke rollten heraus. Sofort waren die Obdachlosen zur Stelle und Pferdefleisch und Hühnerköpfe waren im Nu verschwunden. Der Junge mit den Löchern im Gesicht bedeutete ihr, ihm zu folgen. Einige der Häuser am Weg waren mit einem roten X markiert. »Hier starb ein kleines Tier«, stand darunter, und von den Dachtraufen hingen kleine elektrische Kerzen, wie man sie zu Weihnachten benutzt. Der Asphalt war geborstet und die Straße war zu beiden Seiten mit Aluminiumfolie bedeckt. In der Mitte konnte man kaum gehen, so sehr war sie vom Regen aufgeweicht. Die Reihe der Häuser brach ab und schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite lag ein Park, durch dessen abgestorbene Bäume die dreizehn Bürotürme schimmerten. Der Junge blieb stehen und zeigte auf eine Treppe. An ihrem Ende klaffte der Stacheldraht gerade so weit auseinander, dass ein Mensch hindurchschlüpfen konnte. Anemone bedankte sich bei dem Jungen und wandte sich der Treppe zu, aber er hielt sie zurück.

»Geh erst, wenn es noch dunkler ist. Sonst finden die dich.«

Anemone setzte sich auf die einzige noch intakte Schaukel und blickte auf die dreizehn Türme. Es schien ihr, als könnten sie jeden Moment auf sie stürzen. Würde King



Kong in Tokio auftauchen und sich auf eines dieser Gebäude flüchten, bräuchte man gar keine Helikopter, Maschinengewehre und Jagdflieger. Man müsste ihn nur ins Giftghetto locken, ihn so lange herumhetzen, bis er das ganze Chlor in sich aufgenommen hätte, und ihn dann mit einer Napalmbombe in die Luft jagen.

Der Park wurde von irgendwoher beleuchtet. Der Junge hatte gesagt, sie müsse warten, bis es noch dunkler sei, aber in dieser Stadt wurde es ja niemals ganz dunkel. In die Schluchten der dreizehn Türme sickerte ständig ein dämmriges Licht. Von oben betrachtet musste die Stadt wie ein mit Beton und Brettern in Fächer unterteilter Kasten erscheinen, in dem kein Vogel, kein Bienenkorb, rein gar nichts, dem allgegenwärtigen Licht entkommen konnte. Es drang in jeden Winkel, durch das dickste Glas und auch durch die halb transparente Schicht der Atmosphäre. Doch die Schatten der Menschen und Tiere, die ihm zu entkommen suchten, wurden vom Dämmerlicht bewacht.

In der Mitte des Parks lag ein Teich. Der Wind trug den starken Verwesungsgeruch, der über dem Wasser lag, zu Anemone herüber.

Ein dicker Mann mit nackten Füßen steuerte unter bizarren Bewegungen auf den Teich zu. Eigentlich waren es eher krampfhaftes Zuckungen als Bewegungen. Fast, als würde mit einem Maschinengewehr auf seine Füße geschossen. Vielleicht litt er unter Veitstanz. Sein Gesicht war Schweiß überströmt. Er sah Anemone an und schien ihr etwas sagen zu wollen, brachte aber die Worte nicht heraus. Seltsame Laute begleiteten seinen Tanz. Als würde ein großer Vogel nach seiner Gefährtin rufen. Es waren lang gezogene, heisere Töne zwischen gi und gu, die er hielt und, kurz bevor ihm



der Atem versagte, um eine Oktave erhöhte. Der massige Mann näherte sich dem Teich, als wolle er ein Bad in dem fauligen Wasser nehmen. Eine magere junge Frau löste sich aus den Schatten der noch grünen Bäume im Westen des Parks und rannte ihm nach, um ihm, geschickt seinen zuckenden Füßen ausweichend, ins Ohr zu singen. Die schwache zitterige Melodie drang zwischen den seltsamen Rufen des Mannes zu Anemone hinüber. Die Schreie des Mannes verebbten und die wundersame Melodie ertönte immer lauter. Anemone hatte sie irgendwo schon einmal gehört. Sie schloss die Augen und versuchte, sich zu erinnern. Gleich würde sie darauf kommen. Der Titel lag ihr auf der Zunge. Auch die Person, die sie gesungen hatte, erschien ihr zum Greifen nah. Es war bei Sonnenuntergang gewesen, kein Zweifel, im letzten Licht, am Meer? Nein, sie sah die Umrisse von Bergen und eines Gebäudes im schwachen Licht. Wann war das gewesen? Unversehens vergaß Anemone, dass sie sich an die Melodie hatte erinnern wollen.

Mit geschlossenen Augen überließ sie sich den Bildern, die das Lied heraufbeschworen hatte. Sie konnte diese Bilder nicht beherrschen, sie überschwemmten sie. Sie waren wie ein Traum, aber sie schlief nicht. Hinter ihren Lidern erschien ein Hafen in der Abendsonne, im Hintergrund eine Bergkette. Im Hafenbecken begannen gerade die Bergungsarbeiten an einem gesunkenen Frachter. Taucher versenkten armdicke Stahltrosse, und schweres Zuggerät, Kräne und Ankerwinden waren aus der ganzen Gegend herbeigeholt worden. Ein Schlepper zog die Enden der Stahltrosse an Land und man schlang sie zweimal um das größte und stabilste Gebäude der Stadt. Die Menschen strömten in ein Restaurant auf dem Hügel und schlossen bei gedämpften Garnelen

Wetten darüber ab, ob das Gebäude standhalten würde. Aus den Lautsprechern im Restaurant ertönte die Melodie. Im Blutrot des letzten Lichts tauchte der gewaltige Bug des Frachters aus dem Meer auf, der allein schon größer war als jedes andere Schiff im Hafen. Die Stahltrosse erstreckten sich zum Zerreißen gespannt über das Wasser. Von dem Gebäude stiegen immer wieder kleine Staubwolken auf. Der von Muscheln bedeckte, silbrige Schiffsrumpf blinkte in der Abendsonne. Bei jedem Zentimeter, den er auftauchte, sandte er eine Welle an die Pier. Die Gäste im Restaurant auf dem Hügel unterbrachen ihre Mahlzeit. Mit angehaltenem Atem erwarteten sie den Ausgang des Unternehmens. Das Gebäude neigte sich, während die Melodie aus den Lautsprechern den ganzen Hafen beschallte, das heißt den Teil, der Anemones Gesichtsfeld beherrschte. Sie saß auf ihrer Schaukel, lachte, fürchtete sich, zitterte vor Aufregung oder fing vor Erleichterung fast an zu weinen. Die Melodie verstummte. Abrupt öffnete Anemone die Augen und sah auf der dunklen Erde vor ihr ein paar schmutzige Gummistiefel. Einen Moment lang wusste sie nicht, wo sie war. Sie musste eingeschlafen sein und geträumt haben, sagte sie sich.

»Er kann einem leidtun, finden Sie nicht? Er tanzt, bis er vor Erschöpfung umfällt und einschläft, der Arme.« Die Person, die Anemone für eine Frau gehalten hatte, entpuppte sich als ein zierlicher junger Mann. Er stand jetzt direkt neben ihr. Er trug eine Damenbluse zu seiner Hose und war dezent geschminkt. Das Gesicht mit der hohen, breiten Stirn war ihr zugewandt, aber sie wusste nicht, wohin er blickte. Anfangs dachte sie, er habe einen Augenfehler. Aber als von Ferne Scheinwerferlicht die Augen des jungen Mannes beleuchtete, merkte sie, dass er durch sie hindurchsah.

COIN LOCKER BABYS

www.septime-verlag.at